

Der Glaube - ein Glückstrip? : Gedanken zum Thema Gottglauben

Autor(en): **Klie-Riedel, Kriemhild**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Freidenker [1956-2007]**

Band (Jahr): **67 (1984)**

Heft 2

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-413074>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Glaube — ein Glückstrip?

Gedanken zum Thema Gottglauben

Religiöse Glaubensfragen zählen bei uns nach wie vor zu den heiligen Kühen, die man nicht schlachten darf. Die Sache mit Gott sei Privatsache, heisst es. Wer sie an die Öffentlichkeit zerrt, verstösst gegen ein Tabu.

Aber ist nicht gerade die Sache mit Gott eine öffentliche Sache? Immerhin kann doch und darf sich jeder-mann jederzeit anmassen, Gott vor aller Welt seine Reverenz zu erweisen, sich auf Gott zu berufen, Gott in den Kindergarten, die Schule, auf den Kasernenhof, in den Ratssaal, ja, selbst in den hohen Gerichtssaal zu zitieren, obwohl dieser Gott seine eigenen vier Wände, seine eigenen Häuser, seine Gotteshäuser hat. Gottes Diener schliesslich gehen mit Gott sogar hausieren. Nur drücken sie das feiner aus, sie sagen «missionieren». Also ist Gott doch eine öffentliche Angelegenheit, und es ist nicht einzusehen, warum man gerade um sie herum-schleichen soll wie die Katze um den heissen Brei.

Aber es ist keine einfache Angelegenheit, ich gebe es zu. Sie ist nicht greifbar, nicht sichtbar, nicht gegenständlich. Sie existiert nur fiktiv im Bereiche des Glaubens, der bekanntlich dort anfängt, wo das Denken aufgehört hat.

Was aber ist GLAUBE? Eine besondere Fähigkeit, die der eine besitzt und der andere nicht? Oder ein frommer Selbstbetrug, den der eine nötig hat und der andere nicht? Sozusagen ein von der Natur biologisch sehr lebenswürdig angelegter Kunstgriff, der dem Schwachen erlaubt, etwas für wahr und wirklich zu halten, was für ihn angenehmer als die wahre Wirklichkeit ist?

Der Glaube also — eine Art Glückstrip?

Ich halte ihn eher für eine prähistorische Schwachstelle im Schaltplan der grauen Zellen, die wir Menschen im Laufe unserer geistigen Entwicklung noch nicht auszuwechseln vermochten, auch gar nicht auszuwechseln bereit waren, um sie durch kritische Vernunft zu ersetzen, weil kritische Vernunft zumeist weniger bequem und weniger angenehm ist. Es glaubt sich doch so schön! Es wäre deshalb falsch, das Phänomen GLAUBE allein den Kirchen anzulasten, wohl aber muss man ihnen anlasten, dass sie diese Schwachstelle im menschlichen Gefüge weidlich gehegt und gepflegt und überwiegend zu ihrem eigenen Nutzen ausgeschlachtet haben.

Dem Stuttgarter Philosophen Max Bense ist klar, dass man nur dann glauben kann, wenn man sich radikal entschlossen hat, *den Glauben nicht*

zu überdenken. Für ihn sind Glaube und Denken klare Alternativen.

«Der Gläubige gibt das Denken auf, um statt dessen eine Scheinwelt anzunehmen!» sagt Bense.

Diese Scheinwelt hat der Glaube schon dem Urmenschen vorgegaukelt. Das mag angefangen haben, als er von der tierischen Instinktphase hinüberwechselte in die menschliche Bewusstseinsphase. Als er zu denken begann, ohne schon begreifen zu können. Als er zum Beispiel die Ursachen der Naturgewalten noch naturgewaltigen Verursachern zuschob. Als er glaubte, sie durch Opfer und Gebete beeinflussen zu können. Was hat sich denn seitdem an Grundlegendem geändert? Der Sinngehalt religiöser Rituale ist doch noch immer der gleiche. Der Mensch hat doch nur in seinem naiven Glauben an «höhere Mächte» hin und wieder, von höchst irdischen Mächten gezwungen, tabulara rasa in seiner Glaubenswelt gemacht; denn ob er an geheimnisvolle Naturgötter geglaubt hat oder an ein Dutzend Götter germanischer, griechischer oder römischer Prägung, ob er sie durch einen einzigen jüdischen oder durch einen dreifaltigen christlichen Gott ersetzen musste, lässt doch, so meine ich, noch keinen höheren Reifegrad in seiner geistigen Entwicklung erkennen. Da hängt ihm doch noch immer das Steinzeitfell an.

Dennoch hat er den Glauben an einen Gott beharrlich hinübergerettet bis in unsere Gegenwart. Das lässt sich nicht allein mit Tradition, Erziehung, Bequemlichkeit oder Gewohnheit erklären, auch nicht damit, dass der kirchliche Seelenfang zur Erhaltung dieses Gottesglaubens bereits an unseren Wiegen mittels Taufe betrieben wird. Man muss da wohl tiefer graben, muss hinabsteigen in die menschliche Psyche, bis man an die Wurzeln des Glaubens gerät. Waren es einst Furcht und Ohnmacht gegenüber den noch unerklärlichen Naturgewalten, die den Glaubensmechanismus im Menschen in Gang setzten, so sind es heute Furcht und Ohnmacht vor der Gewalt schlechthin, die ihn in Gang halten. Was dabei besonders nachdenklich stimmt, ist, dass sich das menschliche Bedürfnis nach religiösen Schlupfwinkeln immer häufiger mit den sozialen Bedürfnissen identifiziert. Zwischen dem Schutzbedürfnis des Steinzeitmenschen vor Blitz und Donner und dem des Atomzeitmenschen vor den Nuklearwaffen oder dem Schnellen Brüter hat sich inzwischen ein ganzer Katalog von akuten menschlichen Bedürfnissen aufgetan. GOTT — in welcher Form

und Gestalt auch immer — ist zum Auf-fangbecken ungestillten Verlangens geworden, des Verlangens nach Liebe, Wärme, Geborgenheit, Sicherheit, nach Trost und Hilfe in seelischer Not. Welch immenses soziales Paket! — aber auch welch beschämendes Armutszeugnis für das längst denkende, erkennende und begreifende Menschengeschöpf, das mit seinen realen Bedürfnissen einem irrealen Gott in den Ohren liegt, anstatt sich dieser Bedürfnisse selbst anzunehmen.

Ich frage mich immer: warum muss der Mensch erst diese weiten Umwege über einen Himmel machen, wenn er hier auf Erden etwas bewegen will? Warum muss er erst zu einem Gott beten, damit er ihn motiviert, das menschliche Elend zu lindern, warum motiviert ihn nicht schon das Elend an sich? Wozu dieser aufwendige und dazu noch enorm kostspielige christliche Zwischenhandel mit fiktiven «Weckaminen» für die selbstverständlichsten Belange des Humanen?

Der Grundlagenforscher Professor Breusch¹⁾ gibt darauf eine deutliche Antwort:

«Alle Religionen sind konstruierte Glückssysteme!» schreibt er. Er nennt den religiösen Himmel eine soziale Betäubungspille und Gott das warme weiche Bett, in das sich der Mensch wohlig hineinverkriecht. «In den Religionen ist gut ruhen!» sagt Breusch. Nur fragt es sich, wie lange noch? Denn manchen von uns will Gottes Bett nicht mehr recht wärmen angesichts der Bombenarsenale ringsum und der Vergeblichkeit christlicher Gebete, sie uns wieder vom Halse zu schaffen. Die göttliche Gnade und Barmherzigkeit hat an Zugkraft verloren. Ein Gott, der tatenlos zusieht, wie Millionen seiner Menschenkinder erschossen, von Bomben zerfetzt, zu Tode gefoltert, verbrannt und vergast wurden, egal, ob sie sich Christen oder Atheisten, Juden oder Muslime nennen, ob sie im Namen Gottes oder Allahs starben oder im Namen Hitlers, Stalins oder Chomeinis, ob sie Kinder sind oder Greise, schuldig oder unschuldig, so ein Gott, meinen sie, kann doch nicht glaubwürdig sein.

«Wann warst du eigentlich lieb, lieber Gott?» lässt der Dichter Wolfgang Borchert fragen, «warst du in Stalingrad lieb, lieber Gott? Hast du dich jemals um uns gekümmert, lieber Gott?» Der Zweifel geht um unter den Gottgläubigen, und er hat nicht nur die getreue Herde, er hat auch bereits ihre Hirten erfasst. Der geheiligten These: «Gott ist allgegenwärtig!» steht heute immer offener die These «Gott ist tot!» entgegen.

«In der Tat kommt das Wort vom Tode Gottes in erster Linie aus einer Ernüchterung allen religiösen Denkens!» muss sich der Theologe Pannenbergs eingestehen. Dennoch fehlt es nicht an Versuchen, zu retten, was noch zu retten ist von dem liebvertrauten Gottesbegriff. Dabei scheint es die Theologen wenig zu stören, welche gegensätzliche Frischzellentherapie sie ihrem Weltenschöpfer eigentlich verordnen wollen, ob sie ihn nur zu entmythisieren gedenken oder ob sie ihn zur mathematischen Formel degradieren wollen, ob sie mehr für seine Verinnerlichung sind oder für seine totale Umfunktionierung, wie die Theologin Dorothee Sölle²⁾ die den bisher ALLMÄCHTIGEN zurückstufte zum leidenden OHNMÄCHTIGEN, der anstatt *uns* zu helfen nun unserer Hilfe bedürfe.

Der Mannheimer Philosoph Hans Albert wirft den ideenkräftigen Gottesdienern denn auch unverblümt vor, dass sie auf dem besten Wege seien, den Gottesbegriff völlig zu entleeren, und dass es ihnen nur an Mut fehle zu

sagen: «Wir haben keinen Gott mehr.»

Hätten sie denn so unrecht? Die Antwort darauf gibt auch wieder ein Theologe, nämlich der evangelische Pfarrer Dietrich Bonhoeffer, der gesagt hat:

«... es zeigt sich, dass alles auch ohne Gott geht, und zwar ebenso gut wie vorher.»

Das heisst, zu Ende gedacht, dass man sich nicht die Mühe machen sollte, Gott zu ändern, sondern die Welt zu verbessern. Noch deutlicher: man sollte endlich den Himmel entgöttlichen und dafür die Erde vermenschlichen. Wir brauchen keine Gottesdiener, wir brauchen Menschendiener!

Kriemhild Klie-Riedel

Quellenhinweis:

- 1) Prof. Breusch: «Referat gegen Dogma und Dialektik», Akademische Verlagsgesellschaft Frankfurt am Main, 1975.
- 2) Dorothee Sölle: «Stellvertretung», Stuttgart, 1967.

Bücher

Aus der Unheilsgeschichte des «Heiligen Stuhls»

Karlheinz Deschner hat ein neues gewichtiges Werk vollendet: «Ein Jahrhundert Heilsgeschichte / Die Politik der Päpste im Zeitalter der Weltkriege» (Verlag Kiepenheuer und Witsch, Köln). Der erste Band, von Leo XIII. bis zu Pius XI. reichend, ist im «Freidenker» vom Dezember 1982 besprochen worden. Nun liegt auch der zweite vor, der von Pius XII. und den seitherigen Päpsten handelt. Unter dem Titel «Mit Gott und den Faschisten» hat Deschner vor Jahren in einer kleineren Publikation die Zusammenarbeit des Vatikans mit Mussolini, Franco, Hitler und Pavelić geschildert. Wie treffend dieser ironische Titel namentlich die Politik Eugenio Tacellis, des zwölften Pius', kennzeichnet, wird in der hier zu würdigenden Darstellung durch eine Fülle zusätzlicher Forschungsergebnisse bestätigt. Der hochbegabte Diplomat und Meister hierarchischen Gehabens erwies sich als ein «Stellvertreter Christi», wie sich die faschistischen Diktatoren, vorab Hitler, keinen besseren wünschen konnten. Er rechnete mit Nazideutschland als mit der Macht, die das gottlose Sowjetrusland niederwerfen würde. Hitler seinerseits, ein Zyniker und Fanatiker zugleich, wusste: «Gläubige Soldaten sind die wertvollsten...» — und für solche sorgte am zuverlässigsten die katholische Kirche. Pius XII. sparte zwar mit herzbewegenden Friedensaufrufen

sowenig wie Benedikt XV. im Ersten Weltkrieg. Die Verfolgungen und kriegerischen Überfälle Hitlers aber begleitete er mit schonungsvollem Schweigen. Den Klerus liess er in beiden christlichen Kriegslagern blinden Gehorsam predigen. «Im Donner der Kanonen, Maria, unsre Königin, erbitt' uns Siegeskronen...» So und ähnlich sangen die Wehrmänner des «Volkes der Dichter und Denker» aus dem Katholischen Militär-Gebet- und Gesangbuch. Der Kreuzzug gen Osten missglückte dann unter anderem deswegen, weil Aheist Stalin sich mit der noch immer lebenskräftigen russisch-orthodoxen Kirche verständigte, die ihm ebenso wirksame geistliche Kriegshilfe leistete wie der deutsche Klerus dem «Führer».

Das Maximum der Gewissenlosigkeit erreichte die römische Kirche in der Kollaboration mit einem weltpolitisch verhältnismässig wenig in Erscheinung getretenen Machthaber, dem Kroatenführer Ante Pavelić. In der Regierungszeit dieses bigotten Scheusals und unter der geistlichen Ägide von Erzbischof Stepinac ermordeten katholische Kroaten der sogenannten Ustascha-Bewegung, grossenteils angeführt von Priestern und Mönchen (Franziskanern), ungefähr eine halbe Million orthodoxe Serben. Deschner beschreibt diese Greuel unter dem Titel «Katholische Schlachtfeste in Kroatien oder ‚Das Reich Gottes‘». Tatsächlich wagte Pavelić, dem ihn segnenden Papst gegenüber sein «Unabhängiges Kroatien» als werdendes Reich Gottes anzupreisen. Der Papst, sicher nicht ohne Kenntnis seiner Verbrechen,

segnete ihn noch im spanischen Exil. Dies war freilich nur noch eine Geste; in der realen Politik trug man dem Wandel der Dinge Rechnung. «Stets die Fronten wechseln, ist die Devise, immer bei den Siegern sein, immer möglichst mit der stärksten Macht marschieren», darin besteht, wie Deschner sagt, die Politik des Papsttums insgesamt. Er belegt dies eindrücklich für die letzten Kriegsjahre und die anschließende Zeit des Kalten Krieges. Sobald der Untergang des Dritten Reiches vorauszusehen war, biederte sich der Vatikan bei den Alliierten an, vor allem bei den USA, deren Katholikenzahl in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts beträchtlich zugenommen hatte. Dortige katholische Prominenz, wie Kardinal Spellman und Senator McCarthy betrieb nun die antisowjetische «Neuordnung» des Westens. Um diese religiös zu untermauern, brauchte man die römische Kirche, und diese liess sich ihre Bemühungen honorieren. Was den Vatikan mit der Neuen Welt verbinde, spottet der Verfasser, sei der Glaube an Gott, besonders an den Dollargott. Im Zusammenhang mit der Durchleuchtung der Finanzmacht Vatikan zitiert er Rührendes über die persönliche Bedürfnislosigkeit Pius' XII., eine Tugend, von deren Wert man erst recht überzeugt ist, wenn man erfährt, dass er bei seinem Tode über ein Privatvermögen von achtzig Millionen DM in Gold und Valuten verfügte.

Folgerichtig in der ideologisch einleuchtenden sowjetfeindlichen Haltung verhielt sich die Kurie auch als Partnerin europäischer Nachkriegspolitik, wie de Gasperi, de Gaulle und Adenauer. Im Einklang mit den USA begünstigten sie und ihre Funktionäre die Aufrüstung Westdeutschlands, wobei Chamäleone wie Kardinal Faulhaber und Erzbischof Gröber keine geringe Rolle spielten. Nach bewährten Mustern der Vergangenheit lieferten ihre Theologen zudem elastische Formeln für die allfällige Erlaubtheit des Einsatzes von Atomwaffen. Ihren Erfolgen im Westen stehen die von Deschner mit politischem Scharfblick analysierten Fehlschläge in den Ländern des Ostblocks gegenüber. Bei den Päpsten seit Pius XII., denen die letzten drei Kapitel gewidmet sind, zeichnet sich kein vermehrter Beistand des Heiligen Geistes ab. Deschner würdigt den persönlichen Charme, das Wohlmeinen Johannes' XXIII., macht aber deutlich, dass dessen Aggiornamento am eigentlichen Wesen der Kirche nichts geändert hat.

«Ein Jahrhundert Heilsgeschichte» dokumentiert in beiden Bänden die fundamentale Verlogenheit der kurialen Politik, die schwere Mitschuld